

Kleine Rundschau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **12 (1944-1945)**

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

KLEINE RUNDSCHAU

GOETHE IM GESPRÄCH

Zum Auswahlband Eduard Korrodis

Die Gespräche Goethes wurden viel gerühmt und empfohlen; wenige kennen sie indessen genau, und nur wenige besitzen eine Ausgabe dieser Worte, die lehren, daß auch das Reden zuzeiten Gold gewesen. Der vorliegende Auswahlband der «Manesse-Bibliothek der Weltliteratur» füllt also eine Lücke. Die Forschung wird zwar der großen Sammlung Flodoard v. Biedermanns kaum einmal entraten können. Eine Auswahl wird aber jede Generation für sich besorgen müssen. Jede Zeit hat ihr Gepäck — was der einen auf die Schultern drückte, ist einer andern entbehrlicher Tand; wunderbar bleibt nur, daß Goethe immer etwas bereit hält. Und dieser Reichtum eines Lebens ist denn das Unverlierbare, das sich — vielleicht bedrängend — dem Leser mitteilt. Man möchte mit einmal das Geschick befragen, weshalb hier die Pulse eines Daseins über zweiundachtzig Jahre gingen, ohne früh zu ermatten, wo dagegen einem andern der letzte Sand auf kaum begonnene Lieder gestreut wurde. Vielleicht mischt sich auch Neid, Neid um ein Leben in den Gedanken an Goethe; hat man aber zu den Werken noch die Gespräche gelesen, dann fühlt man, wie sauer sich's dieser Olympier werden ließ, dessen Stirne auch «ohne Diadem in Majestät erstrahlte»; und man möchte bekennen: wer manche Leben in sich zu leben hat, braucht Jahre. Der stolze Goethe, der mit dem, was andern genügt, nicht fertig werden kann, verliert in diesem Licht jenes Gesteigerte, das manchen abgestoßen; und auch die Gespräche werden vor diesem Hinter-

grunde vertrauter. Man erkennt, wie sehr auch in ihnen eine Wahlverwandtschaft wirkte, die ein Gegenüber bald ausschloß, bald zum Schweigen brachte oder zur gemäßen Mitteilung verlockte — man erinnere sich an Heines Mißerfolg, an Goethes Taktik, Bettine verstummen zu lassen; und man vergesse nicht, wie mancher dem Weimarer sagte, was dieser mit wenig Worten und redenden Blicken forderte. Eine köstliche Ausnahme bleibt höchstens die Begegnung Goethes mit Frau von Staël: «Goethe war ebenso gespannt, der Frau von Staël Bekanntschaft zu machen, als sie die seinige. Nach der Begegnung berichtete Goethe seinen Freunden: Es war eine interessante Stunde. Ich bin nicht zu Worte gekommen; sie spricht gut, aber viel, sehr viel. — Ein Damenkreis wollte inzwischen wissen, welchen Eindruck unser Apoll auf die Fremde gemacht habe. Auch sie bekannte, nicht zu Worte gekommen zu sein. Wer aber so gut spricht, dem hört man gerne zu — soll sie geseufzt haben. Wer sprach? Wer schwieg?»

Aber es ist so: die Genieaudienz, die der junge Goethe seinen artigen Mädchen vor Mercks Haus in Darmstadt vor Zeiten gewährt, tritt mehr und mehr — vor allem in späteren Jahren — unter das Zeichen dessen, der mit überlegener Miene bestimmt, wer und wessen Gabe in die Arche des Geistes aufgenommen werden soll. «Bildet euch nur nicht ein, klüger zu sein als er; er verfolgt jedesmal einen Zweck», möchte man jene mahnen, die durch irgend-

welche Schliche Aufnahme erstreben; denn wer jenen Zweck nicht akkurat erfüllt, wird kaum je den Mantelsaum des Forderers berühren. Besucher aber, die ihn interessierten, ließ Goethe — wie Grillparzer berichtet — «von einem eigens dazu bestellten Zeichner in schwarzer Kreide porträtieren». Er gewann so die Gegenwart auch der Getrennten, eine Gegenwart, die er sich dagegen überall verbat, wo ihm einer wider Gebühr nahe getreten und es gewagt, ihn — «wie der Oberon den Sultan — gleich um ein paar Backenzähne und Haare aus dem Bart zu beten».

Es sind im Grunde wenige, die Goethe «von natürlichen Dingen natürlich sprechen hörten»; aber gerade jene wärmeren Stunden mildern das Bild des Selbstbewußten, das sonst unbegriffen bliebe. Wer nichts von jener bewegenden Begegnung Goethes mit seinem Sohne in Karlsbad weiß, wo «das freudige väterliche Gefühl» den Minister überwand, wer jene Tränen vergessen, die über «Wandrer's Nachtlied» in den Augen des Greises heller glänzten als ein Ordensstern, der wird manches mißverstehen — etwa die Worte, mit denen sich Goethe dem Maler Tischbein vorgestellt. «Ich bin Goethe!» hat er gesagt, und Tischbein hat «nie größere Freude empfunden als damals». Uns aber müßte ein solches Wort mit der widerwärtigen Gewalt des Eigendünkels anrühren, konnten wir nicht auch den Goethe der einfacheren Stunden; wir müßten mit feinem Witz solches Selbstbewußtsein korrigieren, wie es Beethoven auf dem denkwürdigen Spaziergang getan: «... Die beiden großen Meister des Wortes und des Tones, Goethe und Beethoven, gingen gemeinsam in Karlsbad tiefer ins Tal spazieren, um ungestörter miteinander sprechen zu können. Ueberall aber, wo sie gingen, wichen ihnen nach rechts und links ehrerbietig die Spaziergänger aus und grüßten. Goethe, über die Störung verstimmt, sagte: Es ist verdrießlich, ich kann mich der Komplimente hier gar nicht erwehren. Beethoven erwiderte

ruhig lächelnd: Machen sich Ew. Exzellenz nichts daraus, die Komplimente gelten vielleicht mir!»

So bleibt das Bild Goethes, wie es aus den Gesprächen ersteht, zwiespältig und gefährlich — wie alles Große. Es geht eben lang, bis man eingesteht, daß ein Mensch über seiner Arbeit sagen darf: «Wenn ich tot bin, macht's keiner». Und nicht leicht fällt es, sich unter allen Umständen von Goethe mit Napoleons Worten zu trennen: «Voilà un homme!» Aber man tut es gern, nachdem man aus dem Munde des Vergötterten selbst das Bekenntnis vernommen: «Non ignoravi, me mortalem genuisse!» —

Die Auswahl Eduard Korrodis hat diese Gedanken geweckt — jene Auswahl, von der man weiß, daß sie nur nach einem langen Leben in Goethes Welt möglich geworden. Doch es sind hier nicht die akademischen Kenntnisse wirksam, die sich mancher von Gundolf, Simmel, Chamberlain, Bielschowsky und andern geholt; was hier als sichtende Formkraft erscheint, ist das Erlebnis innerlichsten Begegnens und Verstehens. Und aus solcher Nachbarschaft erst zieht der Herausgeber die Gespräche zusammen, die dem erfahrenen Bilde des großen Europäers in treuester und leuchtendster Entsprechung nahe sind.

Das Leben Goethes, das Korrodi in seiner Ausgabe so spielend ermittelt, zwingt uns oft, Gedanken, die uns bis jetzt lieb waren, zu überprüfen, vielleicht sogar fallen zu lassen. Oder wem bliebe Ortega y Gassets Meinung über Goethe, «der unter die sterile Glasglocke von Weimar gesetzt und durch Zauberkünste zum Geheimrat präpariert» wurde, im alten Sinne wertvoll, wenn Korrodis Sammlung zeigt, daß Goethe mancher Einladung, Weimar mit größern Städten zu vertauschen, aus eigenem Willen ausgewichen — so damals, als Napoleon meinte: «Kommen Sie nach Paris! Ich fordere es durchaus von Ihnen. Dort gibt es größere Weltanschauung, dort werden Sie überreichen Stoff für Ihre Dichtungen

finden.» Aber auch als ein «vormaliger hochverdienter österreichischer General» das verlockende Wort sprach: «Naschauen S'! da sollten Sie nicht in Weimar sitzenbleiben, sondern halter nach Wien kommen», hatte Goethe nur die höflich belanglose Antwort «Hab' auch schon daran gedacht» zu geben.

So liest man sich durch die fast neuhundert Seiten dieser Ausgabe, horcht gewissermaßen an der Wand, hinter der ungezählte Gäste Goethe im Gespräche dienen. Man liebt auf einmal den getreuen Eckermann und findet Soret wertvoll. Immer eigener erscheint einem im Lesen dieser Band, der in der Bearbeitung Korrodis so prächtige Dinge

bewahrt, daß einer Gott auf den Knien danken müßte, wäre ihm Aehnliches vor dem Schreibpult eingefallen. Ueber der geistigen Landschaft der Gespräche liegt eine wohltuende Klarheit, und man erinnert sich über so viel Helle der Mitteilung Müllers, die meldet: «Licht war Goethes letzte Forderung; eine halbe Stunde vor seinem Ende befahl er: Die Fensterladen auf, damit mehr Licht eindringe!» Mehr Licht: dies Wort trieb den «großen deutschen Europäer» zu den Gipfeln, auf denen er, wie der Herausgeber in seinem Nachwort sagt, «bis zu einem unwahrscheinlichen Maß die Enklave eines geistigen Deutschlands blieb und ohne Makel bleibt.»

WERNER WEBER

BERNARD VON BRENTANO:
AUGUST WILHELM SCHLEGEL

Die Freiheit, welche der romantische Geist als sein Lebelement erkannt hat, das «ewige Selbstbestimmen ins Unendliche» (F. Schlegel), ist manchem nicht erstangigen Talent zum Verhängnis geworden. Während jedoch ein *dichterisches* Genie wie Ludwig Tieck in Zucht- und Geschmacklosigkeit, den negativen Seiten jener Freiheit, unterging, so zeichnen Aufgeschlossenheit, Mut und Einfühlungsgabe einige *Schriftsteller* der Zeit aufs vorteilhafteste aus. Als Uebersetzer und Schriftsteller verdient *A. W. Schlegel* noch immer Bewunderung.

Bernard von Brentano, den die Freunde seiner «Phädra» unter den Dichtern nicht vermissen möchten, vermag uns die Persönlichkeit Schlegels darum so nahezubringen, weil uns aus Brentanos eigener Feder etwas vom romantisch freien, dem echten Schriftstellergeist anspricht. Brentanos «August Wilhelm Schlegel» (J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart 1943) ist keine bloße Biographie und auch keine Abhandlung. Das Buch stellt vielmehr eine Verbindung von knappen Nachrichten über das Leben mit fein-

sinnigen Bemerkungen über die Leistung Schlegels dar.

In einem ersten Teil schildert Brentano die geistige Entwicklung des jungen Schlegel: das ist im wesentlichen der Weg, der von dem Göttinger Studenten, dem Schüler und Freund Bürgers, zu dem berühmten Dozenten an der Berliner Universität, zum Verkünder Goethes und zum Vermittler der großen europäischen Dichtung führt. Während dieser Zeit reift in Schlegel nicht nur der Kritiker und Literaturhistoriker, sondern auch der Uebersetzer. Brentano würdigt Schlegels Meisterleistung aufs beste, indem er Proben aus den Shakespeare-Uebersetzungen Wielands und Eschenburgs dem Werke Schlegels gegenüberstellt. Aufschlußreich sind auch die theoretischen Aeußerungen Schlegels über das Versmaß und sein Verhältnis zur Wesensart einer bestimmten Sprache, die Brentano in diesem Zusammenhang wiedergibt. Schlegel kommt zu der Erkenntnis: «Alle metrischen Formen haben eine entschiedene Bedeutung, und da die Notwendigkeit derselben an ihrer bestimmten Stelle sich sehr wohl dartun läßt (wie denn

überhaupt Einheit der Form und des Wesens das Ziel aller Kunst, und je mehr sie sich gegenseitig durchdringen und eine in der andern spiegelt, desto höher die Vollendung), so ist es einer der ersten Grundsätze der Uebersetzungskunst, ein Gedicht, so viel nur immer die Natur der Sprache erlaubt, in demselben Silbenmaß nachzubilden.» — In dem «so viel nur immer die Natur der Sprache erlaubt» liegt aber auch die Problematik des Uebersetzens.

Ein zweiter und dritter Teil gilt mehr dem Leben: den Mächten, die von außen in Schlegels Dasein eindringen und es schicksalhaft bestimmen. Das Schicksal heißt zunächst Caroline. Mit wenigen Worten zeichnet Brentano diese einzigartige Frau. — Vielleicht ist es ein Hauptvorzug von Brentanos Buch, daß der Verfasser den Lebenslauf eines Menschen ohne Geschwätzigkeit mitteilen kann (und wie bewegt ist dieser Lebenslauf im Fall einer Caroline Schlegel) und dennoch den besondern Zauber der geschilderten Persönlichkeit aus seinem Bericht heraus errahnen läßt. — Nach Caroline ist es Frau von Staël, die in Schlegels Leben Bedeutung gewinnt. Dank den Veröffentlichungen von Pauline de Pange (August Wilhelm Schlegel und Frau von Staël, Hamburg 1940) haben wir von den Jahren, die Schlegel in Coppet oder als Reisebegleiter Frau von Staëls vor allem in Frankreich, Italien, Oesterreich, Rußland und Schweden verbrachte, ein farbiges Bild gewonnen.

Zwei weitere Kapitel sind wiederum mehr dem Schaffen Schlegels gewidmet, ein letztes dem Lebensende. Zugleich rundet sich das Urteil Brentanos über Schlegel. «A. W. Schlegel», sagt Brentano, «war ein Talent, das zum Dienen geboren war. Wo er sich dieser Berufung fügte, war er groß und ausserwählt. Die fast grenzenlose... Bescheidenheit, mit der er die schönsten und schwierigsten Verse aus anderen Sprachen in die unsere übertrug, war eine sehr große Leistung; seine Uebersetzung Shakespeares hat ihn unsterblich gemacht.» Und «zum zweitenmal

blühte Schlegels Talent, als er den Dichter des Faust kennenlernte und Goethes Werke zu erklären begann». — Mancher Biograph wird aus Parteinahme für seinen Helden ungerecht. Brentano, der die Verdienste Schlegels so fein zu würdigen weiß, ist trotzdem nicht blind für dessen Versagen. Racines «Phèdre» werden zwar weder Schlegel noch Brentano völlig gerecht; indessen bemüht sich Brentano, Schlegel in verschiedenartigem Lichte zu zeigen. Als Dichter hat A. W. Schlegel versagt, vielleicht auch als Mensch (wir denken an sein Verhältnis zu den Frauen). Und als Kritiker? Heute scheint uns Schlegels wohlwollender, aber eben viel zu harmloser Hinweis auf Hölderlin kaum zu verzeihen. — Aber wir wollen nicht übersehen, daß Schlegel wenigstens die gute Witterung bewies, wo Größere nicht einmal Wohlwollen entgegenzubringen vermochten.

Schlegels Tragik beruht wohl darin, daß ihm seine besondere Gabe, das Dienenkönnen, verhängnisvoll wurde. Schlegel schreibt: «Die einseitige, unwillkürliche Vorliebe macht keineswegs den Kunstkenner, sondern im Gegenteil, das freie Schweben über abweichenden Ansichten mit Verleugnung persönlicher Neigungen.» Allein, dies «freie Schweben» grenzt so nahe an *Schwäche*. Weder zu eigenem dichterischem Schöpfertum, noch für eine Caroline, noch dem neuen Genius Hölderlins gegenüber reichte Schlegels Kraft aus. Wo sich Schlegel aber, in künstlerischer wie menschlicher Hinsicht, seines Könnens und Nichtkönnens bewußt ist, da besitzt er Größe. So ergreift uns der Brief an Albertine de Broglie-Staël, in welchem Schlegel Rechenschaft über sein Verhältnis zur Religion ablegt. Das Bewundernswürdigste an A. W. Schlegel bleibt jedoch seine Aufgeschlossenheit, sein Sinn für Europa, sein Bemühen um *die* Poesie überhaupt. *Weil* Schlegel diesen weiten Blick besaß, führt auch die Auseinandersetzung mit seinen Schriften immer wieder auf Grundfragen der Literaturbetrachtung. Bemerkenswert sind Brentanos Aus-

führungen über das fürs Drama geeignete Versmaß, die an Schlegels Uebersetzungswerk und an dessen eigene Untersuchungen anknüpfen. Alexandriner, Jambus und Knittelvers sind keine willkürlich vertauschbaren Hilfsmittel des Dramatikers. Sie spielen vielmehr, was

das Schicksal einer Dichtung und einer Sprache betrifft, ihre eigengesetzliche, schwer zu erfassende Rolle. — Brentanos Buch liest sich wie eine gut erzählte Novelle. Es berichtet viel und hält doch die «edle Neugier» des Lesers lebendig. MARIA BINDSCHEDLER

REGINA ULLMANNS NEUE ERZÄHLUNGEN

Das Leben ist gut, das Leben ist schön. Unbeirrbar vom Zeitgeschehen kündigt die sechzigjährige Dichterin diese frohe Botschaft¹. Doch nicht durch vage oder pathetische Phrasen über Zukunft, Aufbau und endgültige Neuschaffung schenkt sie uns ihren Trost, sondern die wunderbare Entdeckung des alltäglichen Lebens bewirkt ihn. Der Wert des Augenblicks in und um uns ist das Gold, das, von den Schlacken der Trägheit des Herzens, der Gewohnheit des Fühlens gereinigt, heilig und sicherheitgebend in die Wirklichkeit gefördert werden muß. Wie im Zen-Buddhismus der Japaner, der durch Konzentration auf das Unmittelbar-Gegebene, durch Beschränkung der Kraft des Einzelnen auf das gerade ihm Mögliche, durch bedingungslose Hingabe an die tägliche Forderung des persönlichen Schicksals, so unglaubliche Leistungen erraffte, erglänzen die Menschen und Dinge in den Dichtungen Regina Ullmanns in positiver Bewährungslust. Mehr aber ähnelt ihre großartige Miniaturwelt noch der realen Mystik der Chassidim (der «Frommen»), jener jüdisch-polnischen Gläubigkeit um 1800, die in jedem Handgriff eines Arbeiters, mit aller Intensität getan, ein Gebet sah, und in jeder, selbst vom Armseligsten und Dümmersten geleisteten Verrichtung, aus reinem Herzen kommend, den nächsten Weg zu Gott. Das Ding und der Mensch (und auch er ist nur ein Ding im unendlichen Leben des Schöpfers), sie sind die Welt. Auch das Rilkesche

«Nichts ist mir zu klein, ich lieb' es trotzdem», sowie die Armut, die «ein großer Glanz aus Innen» ist, gehören in diese Sphäre. Da gibt es keine Not mehr, auch kein Gebrechen; sie sind Teile des Ewigen, des einzig Realen: also verliert sich ihr Leid. Ebenso göltig sind sie aber Bedingung der Individualität, des «höchsten Glückes der Erdenkinder»: also Freude. Denn nur die Einzelheit ist mit ihnen behaftet; durch die nackte Existenz bereits lebt sie den Selbstgenuß. Ja sogar das Böse wird zum Schemel am Throne Gottes, weil es lebt. Zwar will es das Gute zerstören; aber durch diesen seinen Willen steigert es notgedrungen dessen Macht, die Kraft der währenden Lebendigkeit.

Ueber die herb-süße Gestaltungsfähigkeit Regina Ullmanns, einmalig in ihrer Vollendung, wurde schon vieles gesagt. Es überbrigt sich, sie abermals zu analysieren. Sechs Novellen des vorliegenden Bandes: Krippenlied, Frau und Magd, Weihnachten im Sommer, Das Spiegelbild, Kleine Galerie, Lebkuchenherz-Verkäuferin, sind sechs Kostbarkeiten. Miniaturen, jede genährt von eigenstem Rhythmus, jede geschnitzt aus passendstem Holze, jede gemalt mit der gemäßigsten Farbe. «Madonna auf Glas» ist eine große Novelle. Selten noch trafen in der erzählenden Kunstform Gut und Böse so eindeutig gesondert und doch im Tiefsten sich bedingend, voneinander so klar angezogen und abgestoßen zusammen. Selten wurden die Herausforderung, die das Gute dem Bösen ist, die tragische Konsequenz, die sich daraus ergibt, die befrie-

¹ Regina Ullmann: «Madonna auf Glas», Erzählungen. Benziger & Co., Einsiedeln/Köln.

dende Lösung, die sich endlich gebären müßte, so meisterhaft verwoben.

Das Wunder unseres Buches aber heißt: «Kutsche fahren». Zwei kleine Mädchen, zehn und elf Jahre alt, wollen das. Und nun erweist die Dichterin eine Kenntnis der kindlichen Empfindsamkeit, ein Wissen um die geheimsten Vorgänge sich entwickelnden Lebens, eine Fähigkeit der Verlebendigung, die ans Unglaubliche grenzen. Die Kleinen stehlen ihre eigene Sparbüchse, um einmal allein Kutsche fahren zu können, so wie es die Großen tun. Die Fahrt, aus Traum und Sehnsucht geboren, wird in der Wirklichkeit zur Hölle. Dieser halbe Tag enthält keimhaft alles, was dem Menschen im langen Leben widerfährt: «Sie fahren Kutsche, diese Kinder. Aber wo sie sich Seligkeiten erhofft haben mochten, da leiden sie Höllenqualen. Von einem Vorstadtschlosser lassen sie sich ihr Sparkäßchen öffnen. Aber der Blick, mit dem ein rechtschaffener Mann sie durchschaut und als Kinder eines ehrbaren Hauses erkennt, läßt sie vor Scham fast in den Boden sinken. Jedoch der Rauschzustand, in den ihre Verwegenheit sie versetzt, reißt sie mit sich fort, wo sie eigentlich hätten umkehren wollen. Und wenn sie nun in peinlicher Genauigkeit und eben in der Reihenfolge alles durchführen, in der sie es sich vorgenommen haben, und es beinahe den Anschein hat, als ob sie kleine Pedanten seien, geschieht das

dann nur einzig darum, weil sie in ihrer jugendlichen Ratlosigkeit, einmal damit begonnen, auch so weiterhandeln müssen. Aber warum sollte sie ihnen auch erspart bleiben, jene Schalheit zu Unrecht genossener Freuden? Nicht einmal Hunger verspüren sie mehr angesichts der herrlichsten, erfülltesten aller Kinderwunschräume! Der Most schmeckt buchstäblich nach nichts, die Bratwurst zwingen sie sich auf, stoßen das ‚Bürli‘ nach mit kleinen, hastigen Fäusten. Aber wie sie's anfangen mögen, indem sie voll Kinderschlauheit, Recht und Unrecht aneinander messen, nimmermehr verdeckt ein Unrecht das Recht und die Wahrheit des Herzens. Zum Lumpengesindel dürfen sie freilich noch nicht gerechnet werden. Und wenn man auch selbstgerecht . . . sie ein für allemal hätte ungeraten nennen mögen, so wüßte man eben nichts von der Reue, von der Traurigkeit um die eigene Seele . . .»

Zum Schluß sei ein Wort jener stillen Weisheit der Dichterin zitiert, die wahr ist und bleibt, weil sie aus der Redlichkeit eines Herzens stammt, das die Liebe zum Nächsten und das Mitgefühl mit jeder Kreatur lebt: «Es will mir oft scheinen, als ob wir mehr gelebt würden, als daß wir lebten. Ein Wort schon verscheucht den Gedanken, den wir gehegt — scheues Wild scheint er zu sein. Aber das ist's wohl gerade, was uns daran gefällt.» THOMAS WIDMER

ZUR KUNST UND KULTUR DER ANTIKE

DIE BILDNISSE DER ANTIKEN DICHTER, REDNER UND DENKER

Werke wie dieses¹ sind heute historisch «fällig»: übersichtliche Zusammenfassungen und Bearbeitungen bestimmter weitzerstreuter und in tausend Publikationen verzettelter Denkmäler-

gruppen, die unüberschaubar zu werden drohen. Zwar ist der behandelte Stoff — hoffentlich — nicht endgültig abgeschlossen, und es kommen mit der Zeit immer neue Funde zu den alten; aber es sind doch so viele Bildnisse in großen und kleinen Museen und Privatsammlungen zerstreut, daß ihre Sichtung unter einheitlichen Gesichtspunkten wenn nicht auf Endgültigkeit, so

¹ Karl Schefold: «Die Bildnisse der antiken Dichter, Redner und Denker». Verlag Benno Schwabe, 228 Seiten, 30,5 × 21 cm etwa 200 großenteils ganzseitige Abbildungen auf Tafeln.

doch auf Gültigkeit Anspruch erheben darf in dem Sinn, daß es sich wirklich um die repräsentativen Beispiele der in römischer Zeit gebräuchlichen Bildnisplastik handelt, und nicht um bloße Zufallsfunde. Gibt es doch Büsten, die in vierzig Repliken vorhanden sind, unter denen nun der Verfasser diejenigen abbildet, die er als die originalgetreuesten betrachtet. Dabei steht er vor eigenartigen Schwierigkeiten. Diese Porträtbüsten und wenigen Porträtfiguren sind römische Kopien griechischer Originale — wobei oft ein Bronze-Original in Marmor übersetzt wird. Zwei historische Ordnungen überschneiden sich also dabei aufs komplizierteste: nämlich die Stilstufe des Originals und die Stilstufe der Kopistenarbeit, die sich bei allem Bemühen um Originaltreue nie verleugnen läßt — ein Bemühen, das selbst schon bald größer, bald kleiner sein kann. Ein Kopist der Spätzeit kann sowohl ein frühklassisches wie ein hellenistisches Original kopiert haben, und das gleiche Original spiegelt sich ganz verschieden in einer Kopie der frühen und in einer der späteren Kaiserzeit. Der Verfasser sucht nun mit einem methodischen Raffinement und einer Einfühlung, der wohl kaum einer seiner Leser überall bis ins Letzte folgen kann, durch alle Verschleierungen der Kopistenarbeit bis zum Original vorzudringen und zugleich diesem wie der Kopie ihren historischen Platz anzuweisen. Die einzelnen Bildnisse sind in der Reihenfolge der mutmaßlichen Entstehungszeit ihrer Originale angeordnet, die ihrerseits insofern unabhängig von der Lebenszeit der Dargestellten ist, als Dichter und Gelehrte älterer Zeit, wie die sieben Weisen oder Homer, auch später immer aufs neue Anlaß zu Idealbildnissen gegeben haben.

Die archäologische Ordnung des Denkmälerbestandes wäre allein schon ein Verdienst; der Verfasser benützt sie aber noch als Grundlage für eine sorgfältig abwägende Darstellung der Geschichte und Bedeutung der antiken Porträtplastik. Besonders interessant ist

die Aufhellung der entwicklungsgeschichtlich schwer durchschaubaren Zeit zwischen dem spätklassischen und hellenistischen Stil. Im wechselnden Verhältnis zwischen Porträt und Wirklichkeit kommt die jeweilige Bewertung des Individuellen zum Ausdruck, die jeweilige Einschätzung des Menschen im allgemeinen und des geistig Schöpferischen im besonderen sowie die Spannung zwischen den Sphären der Wirklichkeit und der Idealität. Wenn die Antike die Kunst als «Nachahmung der Natur» erklärt hat, so ist jedes einzelne Wort mit der Goldwaage zu wägen; denn jedes bedeutet etwas anderes, als es heute bedeutet. Das «zufällig Individuelle», Nur-Tatsächliche ist dem Griechen uninteressant; er stellt einen bedeutenden Menschen nur insoweit realistisch dar, als das Individuelle durch die Bedeutung des Betreffenden legitimiert ist. Wie noch mehrmals in der Kunstgeschichte, tritt ein Zug, der den Charakter der Spätzeit bestimmen wird, mit einer fast schroffen Deutlichkeit einen Augenblick lang schon in der Frühzeit auf. So finden sich physiognomisch durchstudierte, realistische Bildnisplastiken im «strengen Stil» bald nach 500. Er äußert sich drastisch in den Kentaurenköpfen der Olympiasculpturen, während sich für die Menschendarstellung der Parthenonzeit eine neue Idealität durchsetzt. Erst im zweiten Viertel des vierten Jahrhunderts wird das Individuelle wieder als darstellenswert empfunden, um dann zum Hauptanliegen in der hellenistischen Blütezeit der Porträtplastik zu werden. Der Verfasser zeigt, wie im Porträt nicht einfach die unmittelbare Erscheinung festgehalten werden soll — wie dies bei der mit dem Ahnenkult verbundenen Bildnisplastik der Römer der Fall war — wie vielmehr bis ins erste vorchristliche Jahrhundert die Absicht einer mehr oder weniger ausgesprochenen Mythisierung des Dargestellten fühlbar bleibt, die sich schon in der unnaturalistischen Bekleidung äußert.

Außer der Bildnisplastik ist auch die

Darstellung von Dichtern und Philosophen auf Vasen, Mosaiken, Elfenbeintafeln in den Kreis der Betrachtung ein-

bezogen. Auch die Qualität der Abbildungen, überhaupt die Ausstattung des Buches, ist vorzüglich. PETER MEYER

LÉOPOLD ROBERT

In den schweizerischen Museen, besonders jenen des Welschlandes, stößt man immer wieder auf die farbensatten, von fast schüchterner Anmut behauchten Bilder Léopold Roberts (1794 bis 1835). Sie verraten einen ersten keimhaften Ansatz zu romantischem Schwung, der andererseits wieder durch die Strenge eines großen Könnens zurückgedämmt wird. Land und Leute, die auf ihnen dargestellt sind, zeigen meist italienische Herkunft an.

Vielleicht werden die Kunstfreunde künftig etwas länger vor diesen reizvollen Schöpfungen verweilen; denn man beginnt sich gegenwärtig zu erinnern, daß Robert zu den Gefeiertesten seiner Zeit gehörte. Aber vor allem dürfte die in deutscher Uebersetzung erschienene Biographie von *Dorette Berthoud*¹ dazu beitragen, daß wieder breitere Schichten auf Léopold Roberts sinnige Kunst aufmerksam werden.

«Zuweilen dünkt es mich, mein Leben würde für jemand, dem es in allen Einzelheiten bekannt wäre, den ergreifendsten Roman bilden.» Mit diesem Selbstzeugnis des Künstlers drückt die Autorin dem Leser gleichsam den Schlüssel zu ihrer Darstellung in die Hand. Aus unveröffentlichten Briefen Roberts und aus anderen namhaften Quellen gewinnt und gestaltet sie ein einprägsames Bild dieses erschütternden Künstlerlebens und seines glanzvollen Hintergrundes. Mit graziöser Gebärde ruft die Autorin eine bestrickende Fülle persönlicher Schicksale und kulturhistorischer Denkwürdigkeiten auf, die sie organisch zu spannender Wirkung verpflichtet. So wird der Leser durch Rom, Venedig und vor allem durch die romantische Landschaft Italiens geführt, wie sie sich zu Anfang des vorigen

Jahrhunderts dem Blick des Reisenden darbot.

Der in einem nahe bei La Chaux-de-Fonds gelegenen Juradorf zur Welt gekommene Léopold Robert erwarb sich in Paris bei seinem Lehrer J. L. David ein beträchtliches Können im Kupferstechen. Durch einen Preis geehrt, kehrte er 1816 beim Sturze des Kaiserreiches nach Hause zurück. Ein Neuenburger Mäzen ermöglichte dem Sechszwanzigjährigen einen Aufenthalt in Italien, das zu seiner Wahlheimat wurde. Mehr als zehn Jahre weilte er in Rom, wo sich später sein jüngerer Bruder zu ihm gesellte. Ein selten inziges Verhältnis verband die beiden.

Leopolds Wesen und Schicksal erscheint von Anfang an zerklüftet. Ein durch reformierte Sittenstrenge gefestigtes, aber allzu maßloses Streben nach dem Unbedingten läßt ihn trotz seiner schlichten Empfänglichkeit für das Sinnlich-Gegenständliche nie zur Ruhe kommen. Es reißt ihn immer zu höher geadelten Bildungen hin, während in der Tiefe seines Daseins sein schwermutgetragenes Leidgeschick aufdämmert. Robert überwindet es zunächst durch den unbeschreiblichen Ruhm, dessen Stufenleiter er rasch erklimmt. Die Fürsten Europas besuchen sein Atelier. Lamartine, Châteaubriand und Musset zollen ihm höchste Anerkennung. Der letztere stellt ihn sogar über Delacroix. Die Kritiker überbieten sich gegenseitig in Lobpreisungen, wenn er im Pariser Salon ausstellt. Er wird mit Poussin und Leonardo da Vinci in einem Atemzuge genannt. Thorwaldsen bestellt bei ihm ein Gemälde. Die bezaubernd schöne Herzogin de Plaisance bietet ihm ihre Hand an. Dieser Ruhm bildet zwar keine Gefahr für Roberts gewissenhaftes Künstlertum; doch wird er ihm zum Narkotikum, das ihn vor

¹ Verlag Rascher & Cie., Zürich.

der Verzweiflung bewahrt, der Verzweiflung des Romantikers, vor dem das Nichts gähnt, weil er die Pforten des Alls gewaltsam sprengen möchte.

Dorette Berthoud gelingt es, Roberts Kunst mit vornehmem Abstand zu würdigen. Während seine Zeitgenossen Géricault, Delacroix und Decamps die romantische Epoche der französischen Malerei mit kühner Eindeutigkeit begründen, drückt sich bei Léopold Robert der Charakter des Uebergangs von der Klassik zur Romantik empfindsam aus. Er ermangelt des Genies, des urwüchsigen Talentes. Seine Farben entbehren zwar nicht der Satttheit, aber es fehlt ihnen lebendurchwärmte Glut. Nur in seltenen Fällen erreicht er eine gewisse Meisterschaft in der Komposition, so etwa in dem berühmten Erntebild. Sein fleißig erworbenes, reifes Können bildet das eigentliche Geheimnis des großartigen Erfolges. Aber in einem wirkt er bahnbrechend: er findet als Künstler den Weg zum Volk. Er malt Räuber, zieht in abgelegene Nester und entdeckt so als erster Land und Leute in Italien für die Malerei.

Diesem besondern Realismus Roberts eignet jedoch durchaus noch klassischer und romantischer Charakter. Er möchte, obgleich er die Natur nachahmt, derselben zugleich die schöne Seele, das Allgemeine, einverleiben, das er im Geiste schaut. Hier muß er immer wieder versagen und wird ins unerfüllte Suchen zurückgeworfen. «Mein Herz ist ein Abgrund», sagt er, «der alle Eindrücke verschlingt. Sie bleiben darin, können aber nicht mehr hervorkommen.» Daraus schmiedet sich sein Schicksal. In seiner wahrhaft adeligen, ätherisch vergeistigt gelebten Liebe zu Charlotte Bonaparte muß schließlich doch die Verzweiflung über die Unerreichbarkeit vollkommener Beglückung aufbrechen, und der vierzigjährige, innerlich gebrochene Künstler sucht Erlösung im Freitod.

«Wahrhaft glühend sind nur die ersten Seelen. Alles war für Léopold Robert tragisch und endgültig. Er ist daran zugrunde gegangen, daß er sein ganzes Leben auf eine einzige Karte gesetzt hatte, um dann erkennen zu müssen, daß diese Karte schlecht war.»

PAUL BAUMGARTNER

WILHELM RÖPKE UND DIE PRESSE

Es ist eine jener Unarten in der öffentlichen Meinungsäußerung, daß viele immer nur dann zur Feder greifen, wenn es niederreißende Kritik zu üben gilt. Als läge es unter unserer Würde, einem Gleichgesinnten beizupflichten und sich einmal darauf zu beschränken, dessen Gedanken weitere Verbreitung zu schenken! Die Gefahr dieses Uebels ist nicht zu unterschätzen. Gerade der Publizist sollte wissen, daß seine Tätigkeit nie Instrument einer gefallsüchtigen Selbsthervorkehrung in «steriler Betriebsamkeit» sein darf, sondern stets Dienst sein muß an jenen Leitgedanken, die einer desorientierten Gesellschaft allein noch den rettenden Weg beleuchten können. Darum erachten wir es als unsere Pflicht, hin und wieder auch auf etwas hinzuweisen, das Be-

rufenere bereits zuvor ausgesprochen haben. Wir schämen uns des — in diesem Falle wahrlich naiven — Vorwurfs nicht, man schmücke sich mit fremden Federn, als wäre es eine Schande, mit den Großen im Lande die gleichen Denkwege zu beschreiten! Beherzigen wir vielmehr, daß in jedem Meinungskonflikt wir über dem, das uns trennt, das einigende Hochhalten der gemeinsamen Gedankengüter nie vergessen dürfen!

Wilhelm Röpke mag da und dort mit Recht oder mit Unrecht die Opposition nationalökonomischer Fachkreise auf die Beine gerufen haben. Dort aber, wo er die Diagnose der geistigen Situation unserer Zeit stellt, dürfte er die Beistimmung aller Einsichtigen finden. Die seinen Untersuchungen eingefloch-

tenen Gedanken über die Presse verdienen hier eine kurze Würdigung.

Man mag sich noch so hartnäckig der Anerkennung allgemeingültiger ethischer Prinzipien etwa mit dem Hinweis darauf widersetzen, daß der Absolutheitsanspruch schon in den mannigfachsten Versionen einhergekommen und daher dessen Glaubwürdigkeit aus der Mode gefallen sei, die Tatsache bleibt fest, daß die Mißachtung letzter unbeweisbarer Normen sich am Körper der menschlichen Gesellschaft jedesmal bitter rächt, äußere sich diese Rache als geistige Krankheitserscheinung an einzelnen Menschen oder in den kleineren und größeren Lebensgemeinschaften in Gestalt von Selbstunzufriedenheit, Unverträglichkeit, Vereinsamung, Bruderzwist, Ehezerüttung, Ausschweifung, politischem Gruppenhaß, schwindendem Verantwortungsbewußtsein, Vermaterialisierung, Verbrutalisierung oder Krieg. Die beabsichtigte Hintanstellung ethischer und weltanschaulicher Fragenkomplexe an den Fakultäten unserer Hochschulen ruft dann jenem verhängnisvollen «Szientismus», jenem Denken, «das am Menschen als geistig-moralischem Wesen ahnungslos vorübergeht und so gut wie nichts weiß von all jenen ewig menschlich-gesellschaftlichen Werten, Problemen und Zusammenhängen, die denkbar ‚unexakt‘, weil denkbar subtil und qualitativ, nur durch eine humane, historisch-literarisch-philosophische Bildung vertraut werden können». Darum muß es neben und über dem Staate «immer eine Schicht von Menschen geben, die jene vor- und überstaatlichen Kräfte und Werte gegenüber der lauenden Tyrannis der Gesellschaft und der zur Schrankenlosigkeit neigenden Zwangsgewalt des Staates mutig, unbeirrt und unabhängig vertreten und eine lebendige Verkörperung des Satzes bilden, daß man dem Kaiser geben soll, was des Kaisers ist, aber auch Gott, was Gottes ist. In ihnen muß die Gesellschaft über eine Instanz verfügen, die die unkorruptible Wahrheit vertritt, auch wenn sie nicht mit dem Willen und der Mei-

nung der Gewalthaber übereinstimmt, eine Gerechtigkeit, die höher ist als der Machtspruch der Obrigkeit, eine Menschlichkeit, die die kalte Staatsraison in ihre Schranken weist... Es sind diejenigen, die mit der inneren Autorität ihres überlegenen Verantwortungssinnes, Urteils und Wissens in einer gesunden Gesellschaft, wie auch immer ihre formal-rechtliche Struktur sein mag, eine überragende und als selbstverständlich anerkannte Stellung einnehmen müssen, eine Stellung, die durch eine ihrer wirklichen Bedeutung entsprechende Entschädigung eher geschwächt als gestärkt würde». (Die Zitate entstammen Röpkes *Civitas Humana*, Erlenbach-Zürich, 1944.)

Wer gehört zu diesen «clerics», zu diesen sacerdotes der letzten Werte? Neben dem Gelehrten und dem Richter auch der *Journalist*. Röpke vollzieht diese ehrenvolle Zuteilung der Journalisten zu den «clerics» begrifflicherweise nicht ohne Vorbehalte. Seine Bedenken sieht er darin begründet, «daß es kaum einen Berufsstand gibt, der so sehr wie derjenige der Journalisten eine außerordentliche Spannungsbreite zwischen der Gruppe der Führenden und Verantwortlichen und den ärgsten Unverantwortlichen aufweist, der so sehr wie dieser auf der einen Seite wahre ‚clerics‘ und auf der andern Seite die schlimmsten Beispiele des Gegenteils vereinigt». Diese Schwierigkeit eines Gesamturteils über die Presse enthält zugleich die ganze Problematik der Pressefreiheit. «Könnten wir uns darauf verlassen, daß wir es im Journalismus nur mit den Verantwortungsvollen, den ‚clerics‘, und damit den innerlich zur Autorität Berufenen zu tun hätten, so müßten wir die Freiheit der Presse rückhaltlos preisen und verteidigen wie die Freiheit der Wissenschaft und die Unabhängigkeit der Richter.» In diesem Falle könnten freie Presse und vollste Publizität wie die unabhängige Justiz als höchste Garanten des Schutzes vor Willkür angesprochen werden. Was wundert es, daß alle autoritären Staatshäupter als erstes und unbequemstes Hin-

dernis ihres Gewalt- und Willkürregimes die Pressefreiheit beseitigen? «Die Bourbonen hätten sich halten können», soll Napoleon gesagt haben, «wenn sie Tinte und Papier überwacht hätten.» Für den freiheitlich-demokratischen Staat dagegen wird die freie Presse zum unentbehrlichen Instrument. Ohne sie tappt er im dunkeln, und die Stimme der öffentlichen Meinung, auf die er abstellen muß, bleibt stumm. Dieser Staat leistet daher sich selbst den besten Dienst, wenn er die Freiheit der Presse hochhält trotz der außergewöhnlichen Spannungsbreite der moralischen und geistigen Qualifikation der Journalisten, denn — sagt Röpke — «man wird sogar den Satz vertreten können, daß eine Pressefreiheit, die zu Mißbrauch und Unordnung führt, noch immer besser sei als ihre Unterdrückung, die

noch größeren Mißbrauch und noch unleidlichere Unordnung zur Folge hätte...» Soll der liberalen Toleranz keine selbstmörderische Auslegung gegeben werden, so müssen freilich der Verantwortungslosigkeit zivil- und strafrechtliche Schranken gesetzt und eine gewissenlose Klatsch- und Sensationspresse verboten werden.

Diese ehrenvolle Nomination der Journalisten zu «clerics» durch Wilhelm Röpke verpflichtet. Die Aufgabe des Journalisten erschöpft sich nicht in der Aeüßerlichkeit, Uebermittler und Klärer der Geschehen des kurzlebigen Tages zu sein. Unsere tiefste Besorgnis gilt einer Zeit, die die ewigen Belange den täglichen Anliegen entrückt. Die letzten Wahrheiten veralten nie. Sie immer lebendig zu erhalten, ist der große Journalist berufen.

HANS ZIMMERMANN

FRITZ BRUPBACHER †

Der Arzt und Politiker Fritz Brupbacher, der in der Neujahrsnacht 1945 gestorben ist, war fast dreißig Jahre älter als ich; aber die Kraft und die Anmut seines Geistes waren bis zuletzt so groß, daß man den Altersunterschied kaum spürte; dieser unermüdliche Beobachter war immer so alt wie seine Zeit, und ich hatte ihn so gern wie meinen besten Freund, wie einen gleichaltrigen Kameraden. Als ich Brupbacher vor zwölf Jahren kennenlernte, lag seine politische Laufbahn bereits hinter ihm; er war bis dahin nur im Nebenberuf Arzt gewesen; nun wollte er nur noch Arzt sein. In der kleinen Wohnung in der Kasernenstraße, an deren Tür: F. B., med. prakt., stand, war ein Zimmer für seine Freunde reserviert, und dort empfing er uns nach der Sprechstunde. Man trat ein, setzte sich zum Tee und vor wahre Berge von Kuchen, die seine Frau mit unermüdlicher Gastfreundschaft holen ließ, und jedes Gespräch begann mit der Frage: Was haben Sie gutes Neues gelesen?

Brupbacher war einer der größten und leidenschaftlichsten Leser, die mir begegnet sind, und es gab wohl kein wichtiges Buch in deutscher oder französischer Sprache, das er nicht kannte. Auf diesem Feld konnte keiner mit ihm konkurrieren, ja man konnte ihn noch nicht einmal überraschen; denn wenn ich ihm ein neues Buch von mir schickte, war er schon in die Buchhandlung geeilt, hatte es gekauft und in einer Nacht gelesen, und wenn man sich dann traf, sagte er einem, was er davon hielt.

Gleich nach den Büchern kamen für Brupbacher die Menschen, und er kannte unglaublich viele. Wer immer in der sozialistischen Bewegung zwischen 1890 und 1920 eine größere oder kleinere Rolle gespielt hatte, gehörte zu seinem Bekanntenkreis, und wenn Brupbacher auch manchmal eine sehr scharfe Zunge haben konnte — er blieb immer gerecht, und ob er uns nun ein Porträt von Trotzki entwarf oder von seinem Schulkameraden Max Huber, man verließ ihn, ohne je ein verletzendes Wort ge-

hört zu haben. Wir Zuhörer saßen dabei, wie gesagt, um den kleinen runden Teetisch am Fenster, aber Brupbacher liebte das Sitzen nicht; er lag, wie Sokrates, auf dem Sofa und lauschte der Unterhaltung, bis ihn irgendein Wort anregte und er aus dem großen Schatz seiner Erinnerungen zu erzählen begann.

Es ging nicht immer friedlich zu; man traf bei Brupbacher Jünger und Apostel der verschiedensten Gruppen, Weltanschauungen und Richtungen; aber er selber blieb immer ruhig und gelassen, und wenn die Diskussionen mancher Weltverbesserer ins Abstrakte zu versanden drohten, sprach er plötzlich über die Löhne der Hamburger Werftarbeiter oder die Verhältnisse in Marokko, genau und eindringlich und erstaunlich gut informiert, und sogleich stand das Gespräch wieder auf soliden Füßen.

Ein geborener Erzähler und Sprecher, war Brupbacher kein ebenbürtiger Schriftsteller, und seine Bücher, besonders die beiden letzten, seine Erinnerungen und seine Seelenhygiene für gesunde Heiden, haben ihm manchen Feind gemacht. Er schrieb zu direkt, zu unbekümmert um Mißverständnisse, und sein Stil zeigte infolgedessen nur einen Teil seines Wesens. Denn wie jeder von uns, war Brupbacher aus Widersprüchen zusammengesetzt, und wer sich zu wenig Mühe gab und nur eine Seite seines Charakters sah, konnte ihn nicht begreifen.

Ein Parteimann, liebte er die Parteien nicht; ein Menschenfreund, hatte er in seinem Leben sehr viele menschliche Schwächen gesehen, und obgleich er ein sehr kluger Arzt war, sprach er sehr offen über die Grenzen alles menschlichen Wissens. Aber seine Kritik lähmte ihn nie; er half und heilte, und man wird die Zahl derer nicht zählen können, denen er keine Rechnung geschickt hat.

Sozialist und Internationalist der Schule von 1910, konnte er manchmal über aller Herren Länder ungeduldig werden, auch über sein eigenes; aber auch solche Äußerungen waren nie sein letztes Wort, sondern nur ein Teil seiner Ansichten.

Wie Büchner und Bakunin (den er

verehrte), liebte er es, sich elegant anzuziehen, was auch zu seiner schönen, großen Figur und seinen graziösen Bewegungen wohl paßte. So traf ich ihn einmal in der Museumsgesellschaft. Er stand am Fenster und blickte auf den Limmatquai hinab, und als wir darauf miteinander fortgingen, zeigte er mir das alte Rathaus, und als er nun ins Reden kam, merkte ich (was ich schon längst gefühlt hatte), daß er guter Schweizer war und ein stolzer Zürcher. Er sprach deutsch und französisch ohne Akzent; aber wenn ich mir ein Urteil erlauben darf, so möchte ich sagen, daß er auch ein sehr gewähltes Zürichdeutsch sprach, jedenfalls das schönste, das ich gehört habe.

«Erst wenn etwas Wort oder Tat geworden, ist es zu Ende gedacht, ausgeschöpft», schrieb er in seinem letzten Buch. «Darum hat auch der Nichtschriftsteller zu schreiben. Man soll das bloß ‚Gefühlte‘, unbestimmt Erahnte, noch nicht in Worte Faßbare, bis zum geschriebenen Wort durchdenken. Es lohnt sich, die Faulheit zu überwinden, die einen daran hindert. Die täglichen Meditationen sollen abgefangen und in ein Tagebuch hineinverarbeitet werden. Ob sie sich auf das Ich oder die Welt beziehen. So verbessert man sein Denken. Im Tagebuch soll das Denken auch auf das Zukünftige gehen. In ihm soll der Mensch prophezeien. Später kann er dann kontrollieren, ob er richtig gedacht hat. Denn ein Denken, das nicht bis zum Prophezeien fortschreitet, ist ein unvollkommenes Denken. Wir haben ja das Denken, um es zu verwenden für die Zukunft, für die Handlung, für die Beurteilung nicht nur gegenwärtiger sondern auch zukünftiger innerer und äußerer Situationen. Durch das Wiederlesen alter Aufzeichnungen werden wir auf unsere Denkfehler und Fehlschlüsse aufmerksam gemacht. Unser Denken, unser wichtigster Bekurzweiligungsapparat, wird vervollkommnet...»

Hätte ich die Ehre, ein Schweizer zu sein, würde ich mich morgen früh an die Arbeit machen, und eine Biographie dieses ungewöhnlichen Mannes schreiben.

BERNARD VON BRENTANO

«Le Vercors est un plateau pastoral formant un berceau de pâturages au milieu des bois.» (Aus dem «Guide bleu du Dauphiné».)

Das Entsetzliche, das sich in diesem benachbarten Hochplateau begab, ist nur ein winziger Ausschnitt aus unfassbaren Greueln und muß doch jeden, der die Berichte liest, die Bilder sieht, mit lähmendem Grauen würgen. Die Foltern, die Massenmorde, die raffinierten langsamen Einzelexekutionen, die Zerstörung der Häuser — all das sind Zeugnisse eines menschenfeindlichen Vernichtungswillens, der weit über irgendeine erdenkliche militärische oder politische Zielsetzung hinausgeht. Das Blut gerinnt und das Wort verstummt.

«Ici le sol dégage encore le sang des morts», schreibt im Gedicht «Vercors» Pierre Emmanuel, einer jener, die sich an den Ort des Schreckens begeben haben, um zu sehen und zu bezeugen.

«Die Deutschen, die hier waren, haben nichts hinterlassen, das erlauben könnte, zu sagen: es waren immerhin Menschen. Nichts als Dokumente des Todes, überall niedergebrannte Dörfer, Spuren von Massakern, Berichte von Torturen», schreibt Pierre Courthion und nennt den Schriftsteller Jean Prévost, Hauptmann im Maquis, unter jenen, die hier ermordet wurden.

Albert Béguin hat den Schwindel, angesichts dessen, was Menschen an Menschen tun konnten, so weit überwunden um zu sagen: «Die Männer, die dies verübt haben, sind nicht wesensmäßig von uns verschieden», und er will gerade aus diesen Taten, die nicht jenseits von Gut und Böse, sondern resolut und absichtlich

böse waren, auch das Sein des absolut Guten ableiten, er endet daher mit dem Blick auf das Kreuz, Wahrzeichen der gekreuzigten und auf Erlösung harrenden Menschheit. Aber wird die Gewißheit der Erlösung immer nur *e contrario* aus der Gewißheit der Kreuzigung gewonnen werden müssen? Albert Béguin will gewiß nicht ein Geschehen, das er in allen Fibern erlebt hat, verharmlösen noch auch, wie ein anderer Katholik Jacques Maritain schrieb, «die ewigen Wahrheiten als Ruhebetten» nehmen. Und doch empfindet heute mancher — so Albert Camus unter den geistigen Führern des französischen Widerstands — eine Scheu vor dem Versuch, in den entfesselten Untermächten immer sogleich das Walten eines höheren Weltplans zu sehen und auszudeuten.

Vielleicht wird mancher Leser dieses Schwarzbuches vor allem vom nüchternen Schluß «Reconstruire» Paul Du Bochets berührt sein, der die sich aufdrängende Frage «Was kann ich tun?» beantwortet und ein Programm der Hilfe für die heimgesuchten Ueberlebenden entwirft. Das Buch selber steht im Dienste dieser Hilfsaktion (Postscheckkonto I 9537 Genf) und hat vor den andern Schwarzbüchern, die aus allen geleiteten Gauen Europas kommen werden, den großen Vorteil, indem es zeigt, daß es nicht bei passivem Entsetzen bleiben muß, sondern dieses in helfende Teilnahme umgesetzt werden kann, damit wir den Taten totaler Menschenfeindschaft wenigstens jenes bißchen Brüderlichkeit entgegenstellen, ohne das die menschliche Gemeinschaft zerbrechen muß.

FRANÇOIS BONDY